

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Lian Hearn

Die Legende von Shikanoko

Herrscher der acht Inseln

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kazumaru

»Konntest du sehen, was vorgefallen ist?«

»Wo ist dein Vater?« Zwei Männer ragten über ihm auf. Ihre Umrisse zeichneten sich dunkel vor dem Abendhimmel ab. Einer der beiden war sein Onkel Sademasa, der andere Nobuto, den Kazumaru nicht leiden konnte.

»Wir haben ein merkwürdiges Geräusch gehört.« Kazumaru imitierte das Klacken von Steinen auf einem Brett. »Klack, klack, klack. Vater sagte mir, ich solle hier warten.«

Die beiden Männer hatten den siebenjährigen Jungen im hohen Gras entdeckt, an einer flachgetretenen Stelle, wie Hirsche sie für ihre Kälber anlegen. Fast wären die Pferde auf Kazumaru getreten. Als Sademasa den Jungen hochnahm, sah er, dass die Gräser tiefe Abdrücke auf seiner Wange hinterlassen hatten. Er musste viele Stunden dort gelegen haben.

»Wer nimmt denn ein Kind zum Kundschaften mit?«, fragte Nobuto leise.

»Er will nicht von dem Jungen getrennt sein«, sagte Sademasa.

»So einen närrischen Vater habe ich noch nie erlebt!«

»Und ich noch nie so ein verwöhntes Kind. Wenn das mein Sohn wäre ...«

Kazumaru gefiel der Tonfall der beiden nicht, sie schienen sich über ihn lustig zu machen. Er schwieg vorerst, nahm sich aber vor, seinem Vater davon zu erzählen, wenn er ihn wiedersah.

»Irgendein Hinweis auf sein Pferd?«, fragte Sademasa Nobuto.

Der ältere Mann blickte zu den Bäumen hinüber. »Die Spuren führen dort entlang.«

Ein paar verkrüppelte Bäume klammerten sich ans Vulkan-
gestein des Bergs. Einige kümmernten, andere waren schon
abgestorben. Die Luft roch nach Schwefel, und Dampf zischte
aus Spalten im Boden. Vorsichtig gingen die Männer weiter,
die Bögen gespannt. Kazumaru folgte ihnen.

»Sieht aus, als läge ein Fluch über diesem Ort«, bemerkte
Nobuto.

Die großen Baumstümpfe waren von schmalen Rissen
durchzogen. Am Boden lagen einige schwarze Steine und
eine Handvoll weißer Muscheln verstreut.

»Hier ist Blut.« Nobuto deutete auf einen Fleck an einem
hellen Felsen, ging in die Hocke und berührte die Stelle.
»Noch feucht.«

Das Blut war dunkel, fast purpurrot.

»Ist es seines?«, flüsterte Sademasa.

»Sieht nicht menschlich aus«, antwortete Nobuto und roch
an seinem Finger. »Der Geruch ist auch anders.« Er wischte
das Blut am Felsen ab, stand auf, blickte sich um und rief:
»Fürst Shigetomo! Wo seid Ihr?«

Ihr, ihr, ihr hallte das Echo von den Bergen wider, gefolgt
von einem Rauschen, das wie Flügelschlagen klang.

Kazumaru blickte zum Himmel auf. Eine Schar seltsamer Wesen flog über sie hinweg. Sie hatten Flügel, Schnäbel und Krallen wie Vögel, waren aber mit roten Jacken und blauen Beinlingen bekleidet. Die Wesen deuteten auf Kazumaru und lachten. Eines von ihnen schwenkte ein Schwert in der einen Kralle, einen Bogen in der anderen.

»Das sind seine Waffen!«, rief Nobuto aus. »Das ist Ameyumi!«

»Dann ist Shigetomo tot«, sagte Sademasa. »Den Bogen hätte er niemals hergegeben, wenn er noch am Leben wäre.«

Später wusste Kazumaru nicht mehr, was Erinnerung und was Traum war. Sein Vater und seine kluge geistreiche Mutter hatten während der langen schneereichen Winter in Kumayama gerne und oft Go gespielt. Kazumaru war mit dem ruhigen Klacken der Steine auf dem Spielbrett groß geworden, ihrem Klappern in den Schalen aus Holz. An diesem Tag hatten sein Vater und er diese Laute gemeinsam vernommen. Sie waren weit vor den anderen geritten. Sein Vater übernahm immer gerne die Führung, und sein schwarzes Pferd war kraftvoll und lebhaft. Es war ein Geschenk von Fürst Kiyoyori, zu dessen Vasallen die Familie gehörte und auf dessen Befehl die Gruppe so weit nach Norden geritten war.

Sein Vater zügelte das Pferd, stieg ab und hob Kazumaru herunter. Das Pferd begann zu grasen. Sie streiften durchs hohe Gras und traten beinahe auf das Hirschkalb, das dort in einer Mulde lag. Kazumaru sah noch die dunklen Augen und die weichen Lippen, dann sprang das Kalb auf und lief davon. Er wusste, dass die anderen Männer es getötet hätten, wenn

sie hier gewesen wären. Doch sein Vater lachte nur und ließ das Tier entkommen.

»Das ist Ameyumis Zeit nicht wert«, sagte er. Ameyumi war der Name seines gewaltigen Bogens, einem kostbaren Familienerbstück, das aus vielen Holzschichten mit feinsten Bindung gefertigt war.

Sie schlichen auf die Bäume zu, zwischen denen die Laute hervordrangten. Kazumaru erinnerte sich noch, dass es ihm wie ein Spiel vorkam, lautlos durchs Gras zu pirschen, das so hoch war wie er selbst.

Dann blieb sein Vater plötzlich stehen und hielt die Luft an, als habe er etwas Erschreckendes entdeckt. Rasch nahm er Kazumaru hoch, und dabei sah er die Tengu, die unter den Bäumen Go spielten, sah die Flügel, die Gesichter mit den Schnäbeln, die Krallenhände.

Dann trug sein Vater ihn schnell zurück zu der Stelle, wo sie das Hirschkalb gefunden hatten. Kazumaru spürte den pochenden Herzschlag seines Vaters.

»Warte hier«, sagte er und legte seinen Sohn auf dem zerdrückten Gras nieder, wo das Hirschkalb gelegen hatte. »Sei wie das Kind des Hirschs. Rühr dich nicht.«

»Wohin gehst du?«

»Ich werde Go spielen«, antwortete sein Vater mit einem Lachen. »Wie oft bekommt man schon Gelegenheit, Go gegen Tengu zu spielen?«

Kazumaru wollte das nicht. Er hatte Geschichten über die Tengu gehört, Berggeister, die als gerissen und grausam galten. Doch sein Vater war furchtlos und folgte immer nur seinem eigenen Willen.

Später an jenem Tag fanden die Männer Shigetomos Leiche. Kazumaru wurde nicht erlaubt, sie zu sehen, doch er hörte das erschrockene Raunen und erinnerte sich an die scharfen Schnäbel und Krallen, als die Tengu über sie hinwegflogen. *Sie haben mich gesehen*, dachte er. *Sie kennen mich*.

Als sie nach Hause zurückkehrten, berichtete Sademasa, dass sein älterer Bruder von wilden Stämmen des Nordens getötet worden war. Doch wer ihn auch tatsächlich getötet haben mochte – Kazumaru jedenfalls wusste, dass sein Vater gestorben war, weil er mit den Tengu Go gespielt und dabei verloren hatte.

* * *

Die Nachricht vom Tod ihres Mannes stürzte Kazumarus Mutter in so tiefe Trauer, dass jeder fürchtete, sie würde nicht am Leben bleiben. Sademasa bat sie inständig, ihn zu heiraten, und erklärte, er wolle Kazumaru großziehen wie seinen eigenen Sohn. Auf einen heiligen oxsenköpfigen Talisman schwor Sademasa sogar einen Eid.

»Ihr beide erinnert mich nur immerzu an Shigetomo«, sagte sie. »Nein, ich muss mir das Haar scheren und Nonne werden. Ich muss mich so weit von Kumayama entfernen wie nur irgend möglich.« Sobald der Winter vorüber war, brach sie auf und sprach kaum Worte des Abschieds. Sie ermahnte Kazumaru nur, dass er seinem Onkel gehorchen solle.

Der Familie war von Fürst Kiyoyori eine kleine Parzelle Land zugesprochen worden, an jener Bergseite, die als Kumayama bekannt war. Diese Gegend bestand aus schroffen

Felswänden und Tälern, in denen niemals die Sonne schien. Man hatte ein paar Reisfelder angelegt an den Ufern der Flüsse, die den Berg hinabrauschten, durch Wälder aus Zypressen und Sichel-tannen, reich an Bären, Wölfen, Serauziegen, Hirschen und Wildschweinen, vorüber an Bambushainen, in denen Wachteln und Fasane nisteten. Von der Hauptstadt aus erreichte man Kumayama in sieben Tagen, von der Festung der Miboshi in Minatogura in vier Tagen.

Als die Jahre ins Land gingen, zeigte sich, dass Sademasa nicht daran gelegen war, seinen Schwur einzuhalten. Es gefiel ihm, Fürst von Kumayama zu sein, und er hatte nicht die Absicht, darauf zu verzichten. Die Macht, gepaart mit Unbehagen ob seiner eigenen Treulosigkeit, brachte seine gewalttätige Seite zum Vorschein. Er ging grob mit seinem Neffen um, unter dem Vorwand, ihn zum Krieger ausbilden zu wollen. Noch bevor Kazumaru zwölf Jahre alt wurde, hatte er verstanden, dass sein Onkel jeden Tag aufs Neue darüber enttäuscht war, dass sein Neffe noch unter den Lebenden weilte.

Einige von Sademasas Kriegern, allen voran ein gewisser Naganori, dessen Sohn ein Jahr älter war als Kazumaru, bedauerten zutiefst die gnadenlose Behandlung des einstigen Fürstensohns. Andere, wie Nobuto, bewunderten Sademasa für seine Grobheit und Gefühllosigkeit. Den anderen war es gleichgültig, vor allem nachdem Sademasa heiratete und eigenen Nachwuchs bekam. Man nahm ohnehin an, dass Kazumaru seine Jugend nicht überleben, geschweige denn sein Erbe antreten würde. Allerdings waren die meisten dann erstaunt darüber, dass er die grausame Behandlung in seiner Kindheit nicht nur überstand, sondern sogar daran zu wach-

sen schien. Denn er übte unermüdlich das Bogenschießen, und aus seiner Wut bildeten sich übermenschliche Kräfte heraus. Mit zwölf Jahren schon war er hoch aufgeschossen und konnte eine Sehne aufspannen und den Bogen handhaben wie ein erwachsener Mann. Dennoch war Kazumaru scheu und wild wie ein Wolf. Einzig Naganoris Sohn, der in seinem Initiationsritual den Namen »Nagatomo« erhielt, war sein Freund.

Er war auch der Einzige, von dem Kazumaru sich verabschiedete, als sein Onkel im Herbst von Kazumarus sechzehntem Lebensjahr verkündete, man werde gemeinsam in den Bergen auf die Jagd gehen.

»Wenn ich nicht zurückkomme«, sagte Kazumaru zu seinem Freund, »dann weißt du, dass er mich getötet hat. Nächstes Jahr würde ich volljährig sein, aber mein Onkel wird mir niemals die Nachfolge überlassen. Er ist viel zu besessen davon, Herr über Kumayama zu bleiben. Gewiss will er mich in den Wäldern umbringen.«

»Wenn ich dich doch nur begleiten könnte«, sagte Nagatomo. »Doch dein Onkel hat es ausdrücklich verboten.«

»Was nur bestätigt, dass meine Vermutung zutrifft«, erwiderte Kazumaru. »Aber selbst wenn er mich nicht töten sollte, werde ich nicht zurückkommen. Hier gibt es kein Leben für mich. Manchmal erinnere ich mich verschwommen daran, wie es früher war, als ich geliebt und bewundert wurde und nicht immerzu Angst hatte. Und am Tage träume ich manchmal davon, was geschehen wäre, wenn mein Vater nicht gestorben wäre, wenn meine Mutter mich nicht verlassen hätte, wenn die Männer hier mir die Treue gehalten hätten ... aber

es ist nun einmal so und nicht anders gekommen. Trauere nicht um mich. So kann ich nicht mehr leben. Jeden Tag bete ich, entfliehen zu können – und wenn das nur durch den Tod gelingen kann, dann soll es so sein.«

Kazumaru / Shikanoko

Die Sommerstürme hatten nachgelassen, und von Tag zu Tag überzog das leuchtende Rot der Blätter größere Flächen der Berghänge. Die Hirschkälber dieses Jahres waren beinahe ausgewachsen, folgten jedoch noch immer ihren Müttern durch die lichtgesprenkelten Wälder.

Dort lebte ein berühmter alter Hirsch mit einem prachtvollen Geweih, das Sademasa schon lange begehrte. Jener Hirsch aber war schlau und vorsichtig und hatte sich bislang nie umzingeln lassen. Doch in diesem Jahr, verkündete Sademasa, werde er ihn erlegen.

Sademasa nahm seinen Neffen, seinen meistgeschätzten Diener Nobuto und einen weiteren Mann mit auf die Jagd. Sie gingen zu Fuß, denn das Gelände war selbst für die kletterkundigen Pferde, die für gewöhnlich an den unteren Hängen von Kumayama weideten, zu unwegsam. Die Männer lebten wie Waldbewohner, sammelten Nüsse und Beeren, erlegten Fasane und stellten Fallen für Hasen auf. Tag für Tag drangen die Männer weiter in die Wildnis vor, erhaschten ab und an einen Blick auf die begehrte Beute, verloren sie aber wieder aus den Augen, bis sie erneut auf Hufspuren in der weichen Erde oder die feste braune Losung stießen. Kazumaru erwartete

tete, dass sein Onkel ungeduldig werden würde. Doch stattdessen war Sademasa so heiter, als würde er bald eine Bürde loswerden, die ihn schon lange belastete. Abends erzählten die Männer Geistergeschichten über Tengu und Berghexer und heranwachsende Jungen, die auf geheimnisvolle Weise verschwunden waren. Kazumaru schwor sich selbst, dass er am Leben bleiben würde. Er wagte es kaum zu schlafen, sank aber immer wieder in eine Art Wachtraum, in dem er das Klacken von Go-Steinen hörte und die Adleraugen der Tengu vor sich sah.

Als die Männer eines Nachmittags den Gipfel eines steilen Felskliffs erreichten, stand der Hirsch vor ihnen. Sein Geweih schimmerte im Licht der Abendsonne am westlichen Himmel, seine Flanken hoben und senkten sich heftig von der Anstrengung des Aufstiegs. Die Männer keuchten. Ein Augenblick der Stille entstand. Sademasa und Kazumaru hatten ihren Bogen gespannt, die beiden anderen Männer zückten ihre Messer. Sademasa wies seinen Neffen an, nach links zu treten. Kazumaru wollte auch gerade seinen Bogen spannen und auf das Herz des Hirschs zielen. Das Tier starrte ihn an, die Augen weit aufgerissen vor Angst. Dann huschte sein Blick zu Sademasa. Kazumaru folgte der Bewegung mit den Augen. In diesem kurzen Augenblick sah er, dass sein Onkel auf ihn zielte, nicht auf den Hirsch. Der sprang jetzt vorwärts, um zu flüchten. Der Pfeil flog, der Hirsch prallte auf Kazumaru und riss ihn mit sich in den Abgrund.

(...)